

Zeitschrift: Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 3 (1908-1909)

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen [Schluss]

Autor: Fierz, Anna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750973>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine zärtliche Empfindsamkeit, ein Bedürfnis, seine Melancholie sich ausleben zu lassen, sein eigenes Menschentum bestätigt zu finden, offenbarte ihm die höchsten Werte in der armseligsten, hässlichsten Klasse der Landbevölkerung. So gab J. F. Millet der Künstlerwelt ein Beispiel, dass man nur seine eigene Art und seine Liebe und Zärtlichkeit gut auszusprechen vermag. In diesem Gehalt von seinem Werk, nicht in seiner Formgebung liegen Ewigkeitswerte. Der Maler wusste das selber, als er an Lemonnier, seinen feinsinnigsten Kritiker, schrieb: „je vous loue très fort pour considérer les choses par leur côté fondamental. C'est le seul côté vraiment solide. Beaucoup de gens, bien loin de prendre par là, semblent croire que l'art peut être seulement une sorte de montre d'habiletés professionnelles. Vous comprenez qu'il faut de nécessité à l'artiste une visée qui doit être d'une signification étendue.“

Wie Segantini ist aber auch Millet „literarisch“ zu werten, da ja die Spezialisten des rein Technischen mit diesem Ausdruck längst alles verhöhnen, „was Geist, Phantasie, Gemütskraft, Weltanschauung ist und was einem Werke des Könnens erst die hohe Kunst verleiht“. (Servaes). Die grosse Persönlichkeit, die bei Millet wichtiger ist als die formalen Ausdrucksmittel, verleiht seiner Kunst den zarten Hauch des Mitempfindens und der menschlichen Hingabe: der Gehalt seiner Malerei ist also eminent sozial. Dabei fehlt jeder Wille zur Anklage: von sozialistischer Tendenzkunst kann nicht die Rede sein. Wohl aber gibt J. F. Millet eine Malerei, die das Leben in seiner höchsten Intensität wiederspiegelt, weil ihre Grundlagen: Anschauung und Begriffe in einer tiefschauenden und doch bejahenden Natur- und Menschenliebe wurzeln.

LUZERN

□□□

DR JULES COULIN

CONRAD FERDINAND MEYER IN SEINEN BRIEFEN

(Schluss.)

Die erlesene Schönheit der Psyche, die wir aus den Werken Conrad Ferdinand Meyers kennen, war naturgemäß geeignet, für den Schöpfer dieser Werke Freundschaft zu erwecken. Ebenso

natürlich war sie vorhanden, auch bevor diese Werke existierten. So besass schon „Conrad Meyer“ die besten Freunde. Meyer war, wie selten ein Mensch, zur Pflege und Aufrechterhaltung seiner Freundschaftsverhältnisse geschaffen. Es handelt sich hier nicht nur, wie die Briefe bezeugen, um die grundlegenden Eigenschaften der Noblesse und Güte, der Dankbarkeit und Treue, sondern um eine allfälligen Störungen und Trübungen vorbeugende Leidenschaftslosigkeit und Serenität, um Verbindlichkeit und Tadellosigkeit der Umgangsformen. Günstig wirken ferner eine grosse Menschenkenntnis, die seine Ansprüche an die Menschen von vornehmerein richtig stellt, eine angeborene Reserve, hinter welcher er selber es sich ermöglichte, unverletzt zu bleiben. Auch war Meyer nicht ohne Lust, sich mitzuteilen; nur tat er es in Absätzen, er besass die Beredsamkeit der Nervösen. Aber neben dieser mehr äusserlich begründeten, stossweisen Vertraulichkeit besass Meyer wirkliches Vertrauen. Er baute, was nur edlen Menschen gelingt, auf unbedingte Treue, Teilnahme und Noblesse. Mitteilungsbedürftig war er natürlich auch kraft seiner Künstlernatur, als Phantasiemensch, der eine Situation auszukosten und auszuspinnen liebt.

Es ist schwer zu bestimmen, ob wir, wenn wir einem unwillkürlichen und primären Gefühl nach Meyer den geborenen Einsamen zuzählen, ob wir dann Recht oder Unrecht haben.

Die Briefe Meyers enthalten naturgemäß die Dokumente für des Dichters Verhältnis zu Gottfried Keller, ein Verhältnis, das ihm Jahrzehntelang so stark zu schaffen gemacht hat, dass er es oft und gern besprach. Obenan steht hier der Briefwechsel der Beiden, welcher vollständig vorliegt. Vervollständigt wird er durch eine Menge von Äusserungen Meyers an andere Freunde und durch die unter den Aufsätzen zu findenden „Erinnerungen an Gottfried Keller“.

Die nicht an Gottfried Keller gerichteten Bemerkungen Meyers über Keller kommen der rauen Wirklichkeit des Verhältnisses zwischen den beiden Dichtern naturgemäß näher. Dieses Verhältnis besass aber auch unbestreitbar eine ideale Wirklichkeit. Von dieser zeugen nicht wenige der ausserhalb des Briefwechsels Meyer-Keller liegende Aussprüche Meyers, zeugt aber vor allem dieser Briefwechsel selbst.

Gottfried Keller scheint die Briefe an den Kollegen und „Herrn Nachbar am See“ in seinen guten Stunden geschrieben zu haben. „Das heimliche Dröhnen“, um ihn selber zu zitieren, kann ja von einem feinen Ohr in diesen Briefen noch erlauscht werden, im grossen Ganzen aber atmen sie Ruhe und Frische. Allerdings beantworten sie auch meistens ausgesucht liebenswürdige Zuschriften C. F. Meyers, wobei sie nicht nur aus blosser Höflichkeit ihres Schreibers, sondern aus der ihm innwohnenden tiefen Gerechtigkeit heraus, auf den Ton dieser Zuschriften reagieren.

Im Grunde, beklagenswerte Tatsache, war dem Verhältnis Keller-Meyer nicht zu helfen. Seine beeinträchtigenden Umstände wurzelten zu tief und in zwei Naturen, welche jede keinen Zoll breit von ihren vorgezeichneten Bahnen abweichen konnten. Beide Dichter wussten, dass sie die Freundschaft, welche die Welt von ihnen erwartete, ihr nicht zu Gefallen tun konnten. Dagegen ist anzunehmen, dass Gottfried Keller die Bemühungen C. F. Meyers um ihn, dass er seine Fähigkeit, in diesem hoffnungslosen Falle zeitweise doch zu hoffen, gewertet und anerkannt habe. Dass er ermessen habe, wie schön und wie schwer Meyer sich überwand!

Von der „Herzenshöflichkeit“ Gottfried Kellers spricht Meyer einmal selbst und mit Recht. Keller hat eine äusserst liebenswerte Art, auf die Angelegenheiten seiner Korrespondenten einzugehen; sie gründet sich neben Freundlichkeit und Wohlwollen auf sein geniales Erfassen und mühelos spielendes Vorstellungsvermögen fremden Menschenschicksalen oder auch nur Augenblickssituationen gegenüber. Auch die Interessen C. F. Meyers behandelt Gottfried Keller in seinen Briefen an den Dichter mit Liebenswürdigkeit. Er hält in diesen, ihren Urheber angesehen, allerdings kurzen Briefen, mit seinen schalkhaften und geistvollen Einfällen nicht zurück.

Er wünscht zu dem neu erworbenen Landsitz in Kilchberg „schönstes Glück“. „In Küsnacht haben Sie zwar die hübsche Abendseite mit dem verkürzten Uto gehabt. Künftig haben Sie aber das ganze rechte Ufer als ausgedehnten Lichtfang.“ Er empfiehlt ihm, Meyer, „seinem Verdienst gemäss, froh und wohl auf zu sein“, (dies, indem er ihm für den Schuss von der Kanzel dankt). Er röhmt eine eben gelesene Novelle Meyers als ein

wieder „recht schlankes und feingegliedertes Reh aus seinen alten Jagdgründen“ und meldet den Heiligen „mit seiner Glorie“ als bei ihm „eingezogen, um seine Rätselhaftigkeit noch weiter zu tragiren.“ Er schlägt vor, sie wollten, Meyer und er, „jetzt lieber dem Frühling aufpassen, der endlich über den Glärnisch herabzusteigen scheine“, als dass sich Meyer über ein von ihm befürchtetes Missverständnis beunruhige.

Während er Meyers Werke, ohne mit seinen bekannten Einwänden zurückzuhalten, liebenswürdig und überzeugt lobt, ironisiert er sich selbst. Er macht sich die Freude, seinen Gedichtband „Versekasten“ zu nennen, oder auch einen „unbequemen Wälzer“, welchen Meyer keinesfalls die Mühe haben müsse, noch in der Stadt herumzuschleppen. Er erklärt, warum seine Gedichtsammlung schliesslich „am Wege gewachsen sei, wie eine ungefuge dicke Distel“.

Meyer ist zu ernsthaft und zu einsichtig, um sich diesem, ihm versagten Tone anpassen zu wollen; nur an einer Stelle wird er, was er aber sichtlich aus sich selbst schöpft, wehmütig scherhaft: „Verehrter Herr,“ schreibt er, „das nenne ich einmal ein Geschenk! (es war der grüne Heinrich) „der Meier wird ihnen, so viel an ihm liegt, so viel Freude machen, als Ihnen in jungen Jahren das „Meierlein“ Verdruss bereitet hat.“

Conrad Ferdinand Meyer bezeugt Keller die Schätzung seiner Werke in den gewähltesten und in von ihm sicherlich wohl erwogenen Formen, während ihn mancherorts doch wieder eine spontane Wärme leitet und er ängstlich Gehütetes aus seinem eigenen Seelenleben, von der Nähe des grossen Keller hingerissen, preisgibt. Es ist nicht zu erkennen: die Briefe Kellers wirken in dem Buche, in dem sie hier stehen, erfrischend. Sie tun es nicht nur durch ihren originellen Humor, sondern durch eine hier auf einer vollkommenen Unerschütterlichkeit der Stellungnahme beruhenden Sorglosigkeit, mit welcher verglichen die Briefe Meyers die dann allerdings nicht minder sympathische Lebenssorge repräsentieren. Ja, Meyer sorgte sich um sein Verhältnis zu Keller, der ganzen Leidensfähigkeit seiner grüblerischen, zarten Natur gemäss. Doch, wie gesagt, nie ganz verlassen, wie von seiner Kraft zu hoffen! An Optimismus hat er hier den berühmten Optimisten sicherlich übertroffen. Man vergleiche übrigens die Altersbildnisse

der beiden Dichter! Hinter den ernsten Zügen Meyers lauscht etwas Festliches (das „stille Leuchten“!) während Keller unerbittlich, um den Ausdruck Meyers zu gebrauchen „ernst wie ein Gerichtshof“, jeder Erbärmlichkeit und Tragik ins Mark hinein zu blicken scheint.

Wehmütig und sympathisch wirkt, wie gerne Meyer von guten Stunden, reinen Eindrücken, tiefgehenden oder behaglichen Gesprächen mit Keller genossen oder von ihm mit heimgetragen, an die Freunde berichtet. (Das „allerliebste, traumhafte Geplauder am Krankenbett“!)

Er hat sich ja auch über Keller oder über, wie er annahm, diesem dienstwillige Rezessenten beklagt; nur ein tiefer Unmut konnte wohl dem Vorsichtigen das Wort entlocken, „Keller habe in Gottes Namen seinen Heiligen nicht verstanden.“

Die der Mehrzahl nach doch milden, oft klug gehaltenen, oft spontanen, Kellers Werk und Wesen gerecht und einsichtig wertenden brieflichen Äusserungen Meyers über Keller, Äusserungen, die in dem Masse als Meister Gottfried sich seinem sinkenden Gestirn gesellt, an wehmütiger Wärme wachsen (Kellers Hinschied ging Meyer sehr nahe) — alle leisten sie zur Kenntnis Meyers einen unschätzbarren Beitrag.

Etwa hundertvierzig Briefe der Sammlung sind an Adolf Frey gerichtet.

Beide Männer, der immer noch etwas einsame Meister sowohl als der werdende Poet, hatten einander zu geben, wessen sie selbst am dringendsten bedurften: das dichterische Verständnis. So erstarkte ihre Freundschaft auf dem Boden, in welchem ihr tiefstes Leben wurzelte. Der Altersunterschied von dreissig Jahren hatte hier nichts hinderndes; denn nicht nur flossen aus diesem Umstand dem Bündnis die Schönheiten des Enthusiasmus, der Dankbarkeit, des beschützenden Wohlwollens zu. Und obgleich der pathetische, denkgeübte und wenig naive Meyer zum Verkehr mit der Jugend eigentlich nicht begabt schien, war er es im Grunde, wie jeder wahre Dichter, freilich. Dankbar fühlte Meyer die Jugendfrische des Freundes, der ihm bald zum literarischen Vertrauten, Ratgeber und zum feinen und einsichtigen Kritiker geworden war, als eine Ergänzung zu seinem Wesen. Ihm die

Korrekturbogen seines Hutten zur freundlichen Durchsicht unterbreitend: „Ich habe diese Edition 3 ohne jegliche Beratung oder Kritik eines Zweiten ziemlich rasch und frech hingeworfen und zwei frische Augen können nur Gutes stiften. Nach ihrem Ermessen!“

Es geht aus den Briefen hervor, dass mit dem schriftlichen ein reger mündlicher, mit dem literarischen ein sehr herzlicher persönlicher Verkehr parallel lief. Frey wohnte nämlich, wenn nicht in Zürich, so doch in Rufweite Meyers, und intime Erörterungen, besonders auch der dichterischen Pläne Beider, waren mündlichem Verkehr vorbehalten.

Sie werfen aber ihr Echo in die Briefe, deren literarische Stellen, so kurz sie, auf ein kongeniales Erfassen zählend, zeitweise sind, zu den bedeutungsvollsten innerhalb der Sammlung zählen. Wir haben treffende Bemerkungen über Meyers Werk, wie über dasjenige seines Freundes. Beispiele: „Vielleicht unterlag Pescara ohne die Wunde.“ „In der Lyrik (Freys) ist das Schönste und Ergreifenste! Das Leitmotiv: der Umgang mit dem Tode wird angenehm variiert von der Tanzlust und der Kriegslust. Letztere ist echt schweizerisch und tut sehr wohl. Summa: aus dieser Lyrik tritt eine unverstellte Individualität hervor und gewinnt durch ihre Ehrlichkeit.“

„Ihrer Befürchtung des zu Düstern der Angela, die ich teilte, habe ich vorgebeugt durch ein Mittel, welches aber, wie andere Arzneimittel, das eine Übel entfernt und ein anderes verursacht. Der Schluss nämlich ist durchaus versöhnend, aber fast idyllisch.“

Frey hat, so lehren die Briefe, alle Dichtungen Meyers oft mehrfach öffentlich besprochen; ein grosser Teil der Briefe Meyers beschäftigt sich dankbar, sorgfältig begutachtend und seinerseits kritisierend mit diesen Kritiken. Er habe, wo nicht das Geleistete, doch die Intention, das Ideal desselben nach der Wahrheit bezeichnet, schreibt er einmal an Frey. Ein schwerwiegendes Lob im Munde Meyers!

Neben der Anerkennung und dem Verständnis Freys sind der wachsende Stil und die sich befestigende Haltung seiner Meyeraufsätze dem ältern Freunde wichtig und erfreulich. Er ersucht Frey in aller Form um seine Rezensionen. Doch will er sie nicht um den Preis der Überbürdung des Vielbeschäftigten, dessen Wohlfahrt ihm am Herzen liegt. Das letztere bekundet er

durch die Art, wie er Erkrankungen, Berufs- und Schicksalswechsel im Leben Freys behandelt. Warmen Anteil zollt er auch des Freundes entstehender Dichtung. Im allgemeinen wurde es ihm ja nicht leicht, sich in eine fremde Dichterindividualität zu versetzen; sein eigenes Werk stand ihm im Wege. Aber nicht nur kämpft er hier gegen diese Schwierigkeit, indem er drei-, viermal auf Werke Freys zurückkommt und nicht ruht, bis er sich ihrer Bedeutung bemächtigt hat, sondern er nimmt Freundesanteil, und die Beschäftigung mit diesen Werken ist ihm unmittelbar lieb und interessant. Er stellt sie hoch und schätzt sie scharfblickend auf ihre künftige Bedeutung ein. Wir finden auch das billige Schlagwort der heutigen Kritik, welche Frey unter die Nachahmer Meyers einreihet, von diesem selbst abgelehnt. Meyer hat die Bücher Freys über Haller und Salis öffentlich rezensiert, dem Verfasser das handschriftliche Material zum letztern vermittelt, eine Besprechung der Festspiele spontan in Aussicht genommen, die dann aber durch seine Erkrankung (1892) verhindert wurde.

Während der mündliche und schriftliche Verkehr zwischen Meyer und Frey sozusagen gleichzeitig beginnen und wachsen, liegt ein Teil der Beziehungen Meyers zu François Wille vor dem Beginn des Briefwechsels. Und zwar ist es deren für Meyer bedeutsamste Epoche. Etwas Rückgreifendes liegt im Stimmungsgehalt der Briefe Meyers an Wille. Der noch wenig bekannte Dichter hatte von Franz und Eliza Wille das Höchste: Glauben, Anerkennung und Förderung empfangen und in ihrem Mariafeld, das, ein verkörperter Heimattraum am hellsten See der Schweiz liegt, ein Freundeshaus gefunden. Er vergass das nie. Die Briefe an Wille sind auf Treue gestellt. Diese Treue im äusseren Sinne zu betätigen, ward Meyer in der Folgezeit oft erschwert. Sein Tagespensum begann sich zu vermehren, sein Verkehr anzuwachsen, ohne dass die Kräfte gleichen Schritt hielten. Eine ausserordentliche, wie er es nennt, Erkältbarkeit, machte ihm oftmals zur Winterszeit die kleine Seefahrt nach Meilen unmöglich. Auch mochte sich, was ihn von dem Freigeist Wille innerlich unterschied, bei Meyer befestigt haben.

Meyer müsste nicht er selbst gewesen sein, wenn er nicht, voll besorgten Feingefühls, die Zartheit und Liebenswürdigkeit

dieser Briefe, die so oft vereitelte Wiedersehen, verschobene Zusammenkünfte beklagen, wenn er nicht diese Liebenswürdigkeit verdoppelt hätte.

Er lässt sein Gefühl in einer Weise ausströmen, wie wir es sonst an diesem Briefschreiber kaum kennen: „Lassen Sie mich, an diesem himmlischen Morgen, an Sie denken und an Ihren freundlichen Empfang in Mariafeld. Es war nicht allein der Augenblick, der mich bei unserm letzten Zusammensein beschäftigte; sondern die ganze grosse Summe der mit Ihnen Beiden langeher gelebten Stunden.“ Auch dem zum Meister Gewordenen bleibt der Rat des alten Freundes wertvoll. „Die fragliche Stelle in der Richterin, schreibt er am 30. August 1885, habe ich von Anfang zu Ende gestrichen, weniger aus persönlicher Überzeugung, als im Vertrauen auf die Richtigkeit Ihres Gefühls.“ Neben Rat verlangt ihn nach Anteil. Es ist im allgemeinen und gerade hier zu bemerken, dass Meyers Freude an seinen Werken erst dann vollkommen wird, wenn er das Auge eines Freundes über ihnen leuchten sieht. Hier einzig bricht Naivität zuweilen bei ihm durch.

Über sein Vergänglichkeitsbewusstsein spricht Meyer gerne zu den Willes, die, obwohl sie ihn an relativer Rüstigkeit übertreffen, so dass er die achtzigjährige Frau Eliza einmal um ihre Jugendfrische beneidet, doch den Grenzen des Lebens nahe, sogar näher als er selbst, stehen.

Deutlich ist die geistreich-lebendige, scharf aufmerkende Physiognomie Willes (eine rastlose Feuernatur, nennt ihn Meyer einmal), hinter den Briefen zu erkennen. Sie bestätigen des Alten geistige Spannkraft, indem sie eine ungewöhnliche Fülle von Gegenständen rasch, doch fest und stark ergreifen und beleuchten, und, da hier wie dort wenig erklärende Worte vonnöten waren, in den engsten Rahmen bannen. So haben diese Mitteilungen seeüber starke Farben, wobei auch diejenigen der föhnbewegten Landschaft sich andeuten. Von den Gegenständen, die hier in zwei ethischen und intellektuellen Hochgebieten auftauchen, seien im Vorübergehen nur einige genannt: Willes Italienreise, Meyers Berlineraufenthalt, Jahresschlüsse, welche wie bei Storm die Weihnachtsfeste, bei Meyer zahlreicher zu sein scheinen als anderswo (ihr Glockenschlag hat ihn dankbarst bewegt), zu gründendes

Geibedenkmal, Richterin, Zwinglikantate, Goethejahrbuch, Dostojewski, Nietzsche, Taine, Hebbels Tagebücher, Ibsen, Rembrandt als Erzieher, Gedichte von Frey, Balladen von Dahn, Martin Salander, Pescara und Angela Borgia.

Mit Rat und Anteil begleitet Meyer die Entstehung der Wagner-Erinnerungen der Frau Eliza. Er schickt ihr eine noch lyrisch wogende Erstlingsfassung der „Neujahrsglocken“. Den Freunden für eine Schale mit antikem Frauenkopfe dankend, wünscht er, dessen A und O sein Werk ist: „Möge meine Muse künftig auch so starke Züge haben.“

C. F. Meyer hat auch mit Widmann und Spitteler gehaltvolle und verbindliche Briefe gewechselt.

Die Briefe an Spitteler geben über Meyers Verhältnis zu den Vorläufern des Olympischen Frühlings noch nicht viel Auskunft. Der ältere Dichter verhält sich mit seinem Urteil abwartend. Er würdigt Spittelers Talent, nimmt es ernst und bewillkommnet es herzlich. Doch behagen ihm dessen kosmische Schauplätze nicht. Er nennt sich inkompotent, die Extramundana zu beurteilen, da er selbst an Realismus täglich zunehme.

Immerhin kommt die interessante Persönlichkeit des jüngern Spitteler in den Briefen zur Geltung. Nicht zuletzt durch die geistvolle Art des hier wie überall seine Korrespondenzen spiegelnden Meyer! Dann auch durch beigegebene Briefstellen Spittelers, in welchen er Meyer über seine Verwendung epischer Versmasse und über das Zustandekommen seiner historischen Wirkungen konsultiert. Die von Spitteler gestellten, höchst merkwürdigen Metra-Fragen sind ein Beweis, wie genau der junge Dichter schon damals (1882) „sein Handwerkszeug überdachte“. (Frey.)

Die Korrespondenz mit Hermann Haessel begleitet naturgemäß die ganze Produktion Meyers. Sie ist in literarischer Beziehung, wenn nicht am intimsten, so doch am reichhaltigsten. Zur Entstehungsgeschichte von Meyers Werk leistet ja jede Briefgruppe Beiträge; hier handelt es sich speziell noch um äussere Geschicke, welche erfahrend, duldend und zuweilen energisch lenkend, Meyer sich von neuen Seiten seines Wesens zeigt. Der Eindruck und die zu erwartende oder geschehene Aufnahme beim Publikum müssen besprochen, die Standpunkte der Allgemeinheit

in Betracht gezogen werden. Bis zu einem gewissen Grade vertrat Haessel selbst diese Standpunkte. Er machte aus geschäftlichen Ängstlichkeiten, die er an gewisse Unweltläufigkeiten von Meyers Dichtung knüpfte, dem Autor gegenüber kein Hehl. Einerseits nun lag es dem Dichter daran, unmittelbare und unbefangene Eindrücke Haessels zu erhalten. Dann aber und anderseits liess er es sich angelegen sein, den Verleger und Freund für seine eigenen Auffassungen zu gewinnen. Das alles und des Dichters unstillbares Bedürfnis mit sich selbst über sein Werk zu Rate zu gehen, sich darüber zu beruhigen, veranlassen ihn, es immer wieder unter die Lupe zu nehmen. „Der Mönch“, so meditiert er zum Beispiel, „hat drei Klippen: 1. Seine scheinbare Frechheit stösst die Mittelschichten; 2. das aufs Äusserste (zu weit) getriebene Ineinanderschlingen von Erzählung und Hörerkreis erscheint raffiniert und strengt zu sehr an; 3. der Stil ist zu epigrammatisch.“

Drei Stadien des Verhältnisses mit Hermann Haessel werden von Meyers Seite aus sichtbar. Im ersten herrscht ein dankbares und unbeschränktes Vertrauen. Im zweiten folgt eine etwelche Entfremdung, nachdem buchhändlerische Klagen, Zweifel in Bezug auf die Gangbarkeit seines Werkes oder sonstige Eigentümlichkeiten Meyer verstimmt hatten. Das dritte Stadium ist ein solches der wieder hergestellten, von Pietät, Gewohnheit und Dankbarkeit gestützten Freundschaft.

Es ist natürlich, dass Meyer dem tatkräftigen Freunde seiner Dichtung und ersten Mittelsmann zwischen seiner scheuen Muse und der Öffentlichkeit mit Anhänglichkeit und Treue lohnte. Der Menschenergründer und Vorsichtige glaubt an Haessel: „— so haben Sie doch nie und nimmer, auch mit keiner Silbe, meine Produktion zu beschleunigen versucht! Dazu bin ich Ihnen — ich und meine literarische Reputation — das weiss ich — viel zu lieb.“ Er dankt für „mit der alten lieben Pünktlichkeit besorgte Sendungen.“ „Möge es uns noch oft vergönnt sein, etwas zusammen zu beendigen“, wünscht er bei der Ankunft eines Dutzend gebundener Pescara. Oftmals dankt er Haessel für seine Geduld, die er, dem das gefürchtete Zuspät einer geänderten Zeile den Schlaf rauben konnte, unaufhörlich feilend, korrigierend, mit „seiner Liebe zur Vollendung“ so stark in Anspruch nahm. Es ist eine grosse Dienstwilligkeit und viel persönliche Anteilnahme im Wesen

Haessels aus den Briefen C. F. Meyers heraus zu lesen. Kein besserer Beweis für die letztere, die teilnehmende Güte Haessels, als die vertrauliche und behagliche Mitteilsamkeit, mit welcher der Gutsherr von Kilchberg von kranken und gesunden Tagen seines Hauses nach Leipzig berichtet!

Es bildet eine der Schönheiten der Meyerbriefe, dass sie so tief in die Kulturatmosphäre des alten Zürich einführen. Dann auch zeigen die sympathischen Freundesbriefe an seine Zürcher die Kraft und Ruhe, welche wohl mit auf den gemeinsamen Ursprung zurückzuführen ist.

Es sind in der Begabung Meyers ausgesprochen zürcherische Eigenschaften zu konstatieren: so die Neigung zu geschichtlichen Stoffen, eine Art Reiselust nennt es der Dichter selbst, das Erfassen bis zur vollständigen Besitznahme fremder Kulturen und Kulturstätten, die Gründlichkeit in alledem. Er hat auf seinen fremden Schauplätzen Zürcher einzuführen, fremde Geschicke auf zürcherischen Boden zu lenken geliebt.

Dann waren seine Alltagsgepflogenheiten die in altzürcherischen Familienkreisen überkommenen, die eine Eigenart bis herab zur besondern Färbung der Umgangssprache besitzen.

Die Briefe an Rahn zum Beispiel geben, da hier Gefühl und Vertrauen bei zu drei Vierteln ähnlichem Wesen stetig gleich gediehen, ausserordentlich viel von Meyer selbst. Ohne Zwang, ohne Nurhöflichkeitspartien, sind sie warm und höchst substanziell. Das Beiden gemeinsame kunsthistorische Interesse war bei Rahn zum Beruf und zu gelehrter Vollendung erhöht. Rahn hatte Meyer viel zu geben und seine Dienstwilligkeit wurde gerne in Anspruch genommen. „Welches war 1525 der nächste Weg, (wie er zum Beispiel bei einem drohenden Gewitter zu Fuss genommen worden wäre) vom Vatikan nach dem Palazzo Colonna? Über welche Brücken, Plätze, und an welchen Gebäuden vorüber? Wie stelle ich mir 1525 St. Peter, den Petersplatz und den Vatikan vor? Und wie 1525 den Palast Colonna? Das Hauptgebäude und seine Zimmer? Den Garten, seine Bäume, seine antiken Trümmer? Die Umfassungsmauern? Das Thor? Natürlich kein antiquarisches Detail, sondern nur ein paar grosse, eigentümliche Züge lokaler Wahrheit!“

Viele derartige Briefstellen illustrieren Rahns Bedeutung für Meyer. Meyer wandte sich offen und ohne Umschweife an den Freund, wo er dessen Rat benötigte. Er tat es mit dem energischen Vorgehen, das den zielbewussten Künstler in ihm vom Privatmann unterschied. Ihn ermutigte des Freundes treue Gesinnung und sein Bewusstsein, das Empfangene, von der Glorie der Kunst umstrahlt, mit Zins und Zinseszinsen zurückerstatten zu können.

Von Kunststätten aus wendet er sich mit sehr interessanten Briefen an Rahn. „Ich brauche manches nur anzudeuten“, schreibt er dem Freunde aus Verona, „um von Ihrem kunstsinnigen Geist beim halben Wort verstanden zu werden.“

Von immer gleicher Herzlichkeit sind auch die Briefe an den Historiker Georg von Wyss und den Rechtshistoriker Friedrich von Wyss. Sie gewähren Blicke in Meyers jüngere Jahre und tragen den altzürcherischen Heimatzug in um so höherem Masse, als das Literarische zugunsten von Familien- und Privatangelegenheiten etwas zurücktritt. Sie geben von der gelehrten wie der allgemein menschlichen Bedeutung, sowie von der Lebensarbeit der beiden Zürcher den höchsten Begriff. Dem jüngern Wyss gegenüber besteht Meyer die Freundesprobe, ihm ein leises Zurückweichen einzelnen seiner Werke gegenüber zugute halten zu müssen, mit der grössten Liebenswürdigkeit. Natürlich spricht dieser Umstand für den Wert beider Männer.

Unter den Briefen an Friedrich von Wyss sind auch einige der schönsten unter den Reisebriefen, die, vor der eigentlichen Produktion Meyers geschrieben, der noch brachliegenden Lust an poetischer Darstellung entsprungen sind. Sie erfassen ihre Schauplätze mit grosser Vollkommenheit und sind Vorstudien eines Künstlers, der es unternehmen konnte, einen schicksalskündenden Dante oder fabulierenden Poggio zu erwecken und mit ihrem Heimatboden zu vermählen. Aus den Bündnerbriefen glüht und weht schon der Bergzauber der spätern Richterin.

Ich habe versucht, einige Briefgruppen des vorliegenden Sammelwerkes zu skizzieren. Die Betrachtung anderer würde zum Gesamtbilde noch mehr Linien fügen, über den Rahmen dieser Arbeit jedoch hinausgehen.

Conrad Ferdinand Meyer hat wiederholt geäussert, dass sich etwas in ihm gegen die Betastungen durch die Menge sträube. Werk und Briefe des Dichters sind vor diesen Berührungen sicher. Das Werk aus Gründen seiner erhabenen und aparten Vollkommenheit! Die Briefe, welche nicht auf den ersten Blick einzunehmen vermögen, welche nicht glänzen noch blenden, sind es durch eine gewisse Einfachheit, Schlichtheit, Stille, sogar wenn man will, durch negative Eigenschaften. Sie sind die Briefe eines berühmten Mannes, während sie vielleicht nie zu den berühmten Briefen gehören werden.

Für den wahren Freund C. F. Meyers kommen diese Dinge eigentlich kaum in Betracht. Er verlangt und greift nach Dokumenten der Persönlichkeit des Dichters. Er will ihn, dem Bannkreis des Schweigens, der seine Werke einhüllt, entrückt, aus seinem Alltag heraus reden und bekennen hören.

Dieser Leser sieht seine Erwartungen weit übertroffen. Denn gerade indem die Briefe Conrad Ferdinand Meyers nicht mit künstlerischem Vorbedacht, sondern notgedrungen oft mit fliegender Hand, oft spontan und unterm Drang des Augenblicks entstanden sind, vervollständigt sich das Bild ihres Schreibers mit tausend kleinen individuellen Zügen.

Zur ethischen Schönheit, Schärfe, Delikatesse treten Reichtum und Fülle.

ZÜRICH

□□□

ANNA FIERZ.

ANMERKUNG DER REDAKTION. Wie wir nachträglich sehen, ist der Epilog zur Gedächtnisfeier von Ignaz Heim, den wir im letzten Heft publiziert haben, schon in den „Wandlungen der Gedichte C. F. Meyers“ von Heinrich Moser abgedruckt worden; einem Buch, das wir allen, die sich für die Poesie Meyers interessieren, nicht genug empfehlen können.

□□□